

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 197 (1918)  
  
**Artikel:** Einquartierung  
**Autor:** Wiedmer, Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-374596>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Einquartierung.

Von Emil Wiedmer.

Man wußte, daß sie kommen würden. Am Abend zuvor schon war die Runde die Dorfgassen kreuz und quer geeilt.

Die Aufregung war groß und ließ sich nicht mehr stauen und halten; sie sickerte von Haus zu Haus.

Den ganzen Morgen rasten Automobile, wie vom Wahnsinn gepeitscht, toll hupend, durch das Dorf. Blitzschnell schlugen Ferne und Staub hinter den Wagen zusammen. Und die Bauern glockten erschrocken in die leere Luft, fluchten, spuckten wütend aus und grübelten den Benzolgestank aus den Nasenlöchern, nießend.

Schwere riesige Holztore schreien in den Angeln. Aus Remisen und Tennen knarren Wagen. Unter den Bäumen, in der Hofstatt, kommen sie zum Stehen. Besen und Staubtücher kehren und wischen. Man will sich nicht lumpen lassen. Die sollten nur sehen, staunen. Scherzworte fliegen von Nachbarhaus zu Nachbarhaus. Krächzendes Lachen quitiert.

Hoch von den Söllern herunter zischen wie gelb gefiederte Pfeile dicke Strohwellen, im Aufsprall auf dem harten Tennenboden wüßt zerberstend in einer Wolke von Halmen und Dunst.

Am frühen Nachmittag warf der Wind plötzlich Kommandoworte zwischen die Häuserfronten. Pferdehufe schlagen hart auf. Säbel sirren. Ein Wald von Gewehren schattet die Straße. Und endloses, grimmig monotones Klappern von genageltem Schuhwerk. Eine Fahne, vorausflatternd, von Wind und Musik gebauscht. Die Bauern ziehen Rappen und Hüte und grüßen. Mädchen und Buben laufen mit Most und Birnen und Äpfeln herbei.

Die ersten Bataillone marschieren durch, in den nächsten höher gelegenen Dörfern Quartier zu suchen. Hungerige, durstige Kehlen und Augen. Braunrote versengte Gesichter. Zerschnittene, wund gescheuerte Achseln und müde Beine. Atem springt heiß dampfend in die durchsonnte Luft.

Eine Pfeife signalisiert, grell, herrisch. Das Bataillon steht. Rechts am Rand der Straße. Vockstill steht es, wie eine Mauer aus Stein, geladen, gespißt voll von Tod und Verderben, auf den Sprung gezückt, jeden Augenblick loszubrechen. Wie ein dunkelgrau gebeizter Balken, regungslos, dumpf wuchternd, von verborgenen Kräften zum Bersten gefüllt, von einem Pfiff an die Erde genagelt.

Kommandos. Ein Sturz von Kolben, mit einem Schlag niederprasselnd auf den Rücken der Straße. Die Glieder wieder starr, unbeweglich, wie zuvor. Verbissen, geduckt. Pfeile, tödlich gehobene, auf gespanntestem Bogen.

Die Bauern nickten einander mit tief bedeutsamem Augenblinzeln zu, stolz, mit viel Anerkennung. Und brummen Beifall. Die Gesichter leuchten Belohnung.

Neue Kommandos. Tornister und Gewehre fallen von Schulter und Rücken.

Ruhe und Rast.

Die Glieder lockern sich. Entspannte Gelenke. Tiefes erlöstes Aufatmen. Taschentücher wischen aus verschmierten Gesichtern Schweiß. Raubes, trockenes Husten. Und Witzworte, Lachen, Rufe, die Reihen hinauf und hinunter wirbelnd.

Mit einem Male ist die Straße wieder leer, wie zuvor. Die Züge haben sich in die Quartiere entleert. Adjutanten jagen von einem Kantonnement zum andern. Radfahrer flitzen vorüber. Ein hoher Offizier reitet langsam, neugierig beobachtend und streng musternd die Straße hinunter. Unaufhörliches Salutieren flankiert seinen Ritt.

Die vorher nur Soldaten waren — atmende Wehr, blutiger Gehorsam —, sind mit einem Male wie verwandelt, ausgewechselt. Sind Menschen, wie andere Menschen sind. Ohne Drohung, mit entbundenen Gesichtern und Körpern und Gedanken. Sie gehen hin und her. Plaudern, lachen, schwätzen, bürsten, waschen, klopfen, wie Bauernmädchen beim Reinmachen am Samstagnachmittag. Sie treiben allerlei unschuldigen Schabernack zur Unterhaltung. Lustigen Unsinn, Spielereien wie gutmütige Kinder.

Einer singt sehr gefühlvoll, mit einer kräftigen, warmen Stimme: „Es blühen die Rosen im Tale.“ Der Gesang steigt erst kerzengerade in die Luft, wie ein Springbrunnenstrahl, wiegt sich dann biegsam einen Augenblick süß verweilend und schlank hin und her unter der schattigen Krone des Nußbaumes und klettert mit einem Male resolut in alle Winde und fliebt davon.

Andre wiederum pfeifen, trommeln mit den Fäusten, summen, imitieren ergötlich, zur Komik verzerrt, Tierstimmen und die Stimmen ihrer Offiziere: einen ganzen Geflügelhof, eine lustige Menagerie.

Die Gewehrläufe werden spiegelblank gerieben, eingefettet. Das Lederzeug und Schuhwerk sauber gewischt. Rappis blitzen wie neu, glitzernd.

Brunnenwasser überströmt hell Gesicht, Hals, Nacken und Brust. Die Augen blicken feurig und neu gestärkt. Der Körper beginnt wieder zu federn.

Wie eine einzige, große Familie, gesegnet lauter mit Söhnen, so sehen diese puzenden, flinken, fleißigen Menschen aus. Freilich, etwas, ein Geringes, Kleines fehlt immer diesem Hauswesen. Tut es nicht weh, von der Mutter früh verwaist zu sein? Und ein bißchen einsam ist das Haus, fröstelnd auch, aus dem der Segen und die Güte der Mutterhände zeitig weggestorben sind.

Wo war nun aber der heiße Marschtag, voll Schweiß, Atemnot, Hitze, Durst, Strenge und Müdigkeit? Süß in den Frieden von Bäumen, Dächern und Stuben war er eingemündet. Ganz zärtlich und ohne Schmerzen zu verspüren, so wie man an Frohes gern zurückdenkt, lassen sich die Stunden des vergangenen Tages gemächlich übersehen und alle vergangenen Tage zuvor. Vorbei alle Märsche in Regen,



Frost, Hitze, Schnee, Wind und Eis, fern, sehr fern die harte Gefangenschaft der Straßen, Wege, Wälder Flüsse, Bäche und Wiesen. Beinahe vergessene Gebundenheit, harte Befehle, Müdigkeit, Grausamkeit des Kleides und des Handwerks.

Am Abend, zur Zeit der Dämmerung werden die Soldaten manchmal nachdenklich, still und zum Träumen verführt. Heimatatem umfriedet sie. Die Blumen stehen so fremd und eigen vor den Kammerfenstern, wie daheim. Und die weißen Vorhänge drängen sich schneelig wie gebauschte Wolken im Wind, wie daheim. Und Gärten und Hofstatt, segenschwere Bäume und lustig knisterndes Feuer im Herd der Küche. Und über Dächer weg blauer Rauch — alles wie daheim. Daheim bei Vater, Mutter. Bei Frau und Kindern und Geschwistern.

In den sinnend nach oben gewandten Gesichtern erblicken die Pfeifen und Stumpfen.

\* \* \*

Nach dem Abendessen, da sind sie für kurze karge Stunden dienstfrei. Die Straßen wimmeln von Soldaten. Vor dem Gasthaus des Ortes spielt die Musik. Schaulustiges Dorfvolk, dicht gedrängt, füllt den

Platz. Die Wirtsstuben sind dickvoll von bunten Soldaten.

Wohin flog der Dienst? Die Erinnerung an Strapazen? Und das Heimweh?

Wolken von Tabakrauch hüllen Herz und Gehirn und Augen ein. Die Ferne ist tief verhängt. Wein und Bier spühlen weg. Singen, Tanz, Ziehharmonikaklänge, gestohlene und gebotene Klüsse fegen blank Hirn und Herz und Heimverlangen.

Morgen ist wieder Marschtag. Man weiß es. Gewiß. Aber dieses Wissen schreckt nicht. Die Welt wiegt federleicht und dreht sich pfeifend im Hirne des tanzenden Soldaten.

Zwischen Fuß und Fuß: wer fürchtet sich? Im Tanz: Brennen da Wanderfüße? Feurig stürmen voran und reißen mit in die Ferne: Wein und wiegendes Singen und Musik.

Und noch im Schlaf, halb träumend, halb wachend: „Ist — — morgen — — Marsch — — tag? — Wo?“ —

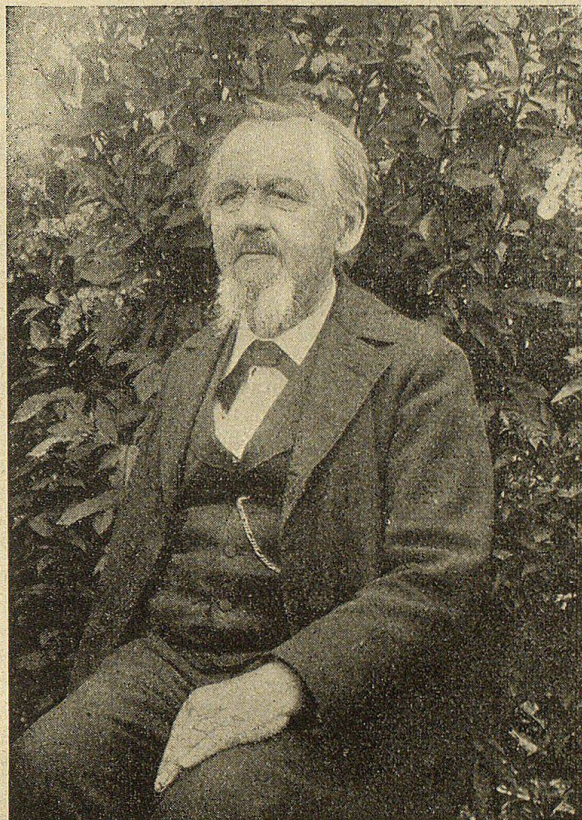
Und Gott füllt die Tennen mit sanfter Nacht, guten Träumen und Mondstrahlen, die knisternd über die Lager von Stroh huschen und auf Lider und Stirn und Haar der Schläfer süßen Tau streuen.

## Der Erfinder der Schiffstüchmaschine.

In seinem ländlichen Heime in Weyersmühle bei Gossau, Kanton St. Gallen, starb am Freitag den 27. April 1917 im hohen Alter von 95 Jahren Herr Isak Gröbli, der Erfinder der Schiffstüchmaschine. Wohl keine andere Erfindung hat so große Umwälzungen zur Folge gehabt, wie gerade diejenige der Schiffstüchmaschine, welche die ganze ostschweizerische Stücherei-Industrie auf eine ganz neue Grundlage gestellt und ihr neue Wege und neue Entwicklungsmöglichkeiten gewiesen hat.

Geboren im Jahre 1822 widmete sich Gröbli nach absolvierter Primarschulzeit dem Weberberufe und war anfänglich als Weber, später als technischer Leiter in Webereien tätig. Als eifriger Militär machte er den Sonderbundsfeldzug als Feldweibel und spätere Grenzbefestigungen als Offizier mit. In Altstätten war es, wo er die ersten Handstüchmaschinen sah. Zu jener Zeit, 1863, bekam er auch die ersten Nähmaschinen zu Gesicht, die seinen erfinderischen Geist derart beschäftigten, daß er fortan an der Vereinigung der langsam gehenden Handstüchmaschine und der schnellaufenden Nähmaschine herumstudierte. Es gelang ihm, ein Schiffstüchmaschinenmodell herzustellen und die Idee so zu verwirklichen, daß sich alsbald Maschinenfabriken mit dem Bau solcher Maschinen befaßten.

Es sind jetzt ziemlich genau 52 Jahre her, seitdem die erste Schiffstüchmaschine in Betrieb gesetzt wurde, allerdings nicht jene so ingenieus gearbeitete Maschine, wie wir sie heute landauf, landab im Betriebe sehen.



Isak Gröbli, der Erfinder der Schiffstüchmaschine.